

Er liebte Marx und Nietzsche

Thomas Aycks Bildmonographie über Jack London

Jack London gehört zu jenen Autoren, deren Leben und Werk offenbar in besonderem Maß Mißverständnissen ausgesetzt sind. Soll man ihn auf eine Stufe mit Mark Twain stellen, oder war er letztlich doch nur ein Abenteuer-schriftsteller, ein Jugendbuchautor? Ist er am Ende der erste große Dichter des Proletariats in der amerikanischen Literatur?

Die Meinungen gehen weit auseinander. Selten haben Legenden die Person und das Werk eines Autors so umnebelt wie im Fall von Jack London, selten ist es aber auch der kritischen Literatur über einen Autor so wenig gelungen, Licht in das Dunkel von Interpretation und Spekulation zu bringen. Trotz zahlreicher Würdigungen und Gesamtdarstellungen ist der Rang dieses Schriftstellers noch immer umstritten, und an diesem Zustand, das sei gleich vorweg gesagt, hat auch die hier zu besprechende Jack-London-Monographie von Thomas Ayck nichts zu ändern vermocht.

Die größte Schwierigkeit (und ein wahrscheinlich unauf löslicher Widerspruch) liegt in der Tatsache, daß dieser Amerikaner gleichzeitig eine extreme Verkörperung kapitalistischen Profitstrebens und der erbitterteste Feind eben dieses Kapitalismus war, Exponat und Opfer einer Gesellschaft, die den Schriftsteller, der ihren Gesetzen gehorchen will, zwangsläufig in eine ausweglose Situation treibt: Jack London beging mit vierzig Jahren Selbstmord. Die Tochter des Dichters, Joan London, ist wohl in erster Linie für die in Amerika noch immer gültige Auslegung des tragischen Schicksals ihres Vaters verantwortlich — sie stellte ihn in ihrer großangelegten Biographie als Opfer Amerikas dar, als den unglücklichen Sohn eines Landes, das ihm „den Glauben an die alles überwindende Kraft des Emporkömmlings gegeben hatte und das ihn dann, nachdem er Anerkennung und Ruhm als Schriftsteller gefunden hatte, zu Anpassung und Konformismus zwang, zur Resignation und schließlich zum Selbstmord“.

Zwei Motive waren es, das läßt sich mit einiger Sicherheit sagen, die das Werk des Schriftstellers Jack London bestimmten. Das eine der Drang, durch das Schreiben die eigene soziale Herkunft zu überwinden und Ruhm und Reichtum zu erlangen; das andere die Hoffnung, durch Pamphlete, Romane und Erzählungen das Los der Versklavten und Entrechteten zu verbessern. Jack Londons Unglück war es, daß er sich zu Schutzheiligen ausgerechnet

zwei Figuren erkor, die entgegengesetzter und konflikträchtiger nicht hätten sein können: Marx und Nietzsche. Karl Marx verhiess ihm die Lösung aller sozialen Widersprüche, und Nietzsche bot ihm, gepaart mit einem mystischen Führerkult, das Idealbild des sein Leben aus eigener Kraft gestaltenden Übermenschen an.

Aus der dilettantischen Verquickung dieser Vorbilder wurde bei Jack London eine nachgerade unerträglicher Rassen-Sozialismus, eine groteske Lehre von der ethnischen Überlegenheit blauäugiger Angelsachsen. Man möchte heute Lenin Recht geben, der gegen Ende seines Lebens London einmal als literarisches Chamäleon bezeichnet hat;

Keine Folgen, keine Moral

Marcel Schwobs „Roman der zweiundzwanzig Lebensläufe“

So ganz geheuer ist einem nicht in der Faszination, die von Marcel Schwob, die von diesem Buch ausgeht: es ließe sich da eine Linie ziehen, die bei Nietzsche beginnt und in den herrnvolkischen Philosophemen gehobenerer Nazis endet — nicht als eine geistesgeschichtliche Entwicklungslinie, sondern als die ständig vergrößernde Nachahmung einer Geisteshaltung, die den Menschen vom Menschlichen ablöst und in den Mythos verweist. Dort kann man dann mit ihm umspringen, zunächst gedanklich. Schwob springt um, und er tut es mit der sensiblen Ironie der *Décadence*, die so unendlich gebildet und verfeinert ist, daß die Grausamkeiten und Perversionen wie kostbare Kuriosa aus dem goldenen Grund der Erzählung aufscheinen.

„Die Gedanken der großen Männer sind das allgemeine Erbgut der Menschheit: nur ihre Absonderlichkeiten bleiben ihr persönliches Eigentum“ (Vorwort). Marcel Schwob spürt die Absonderlichkeiten auf, zweiundzwanzigmal, in den Leben mythischer, geschichtlicher und möglicher Personen, und wo die offizielle Biographie nicht genügend hergibt, um die These zu belegen, nimmt er fruchtbar die Phantasie zu Hilfe. Eine Phantasie allerdings, die sich auf ein stupendes, auf ein enzyklopädisches Wissen verlassen kann. Doch dieses Wissen wird man erst gewahr, wenn man an anderer Stelle nachschlägt, um eine Schwobsche Angabe zu überprüfen; in den Erzählungen er-

als ihm die Krupskaja Londons Erzählung „Liebe vom Leben“ vorlas, zeigte er sich außerordentlich angetan — bei der nächsten Erzählung fing er an zu lachen und winkte ab.

Thomas Ayck hat sich in seiner Monographie mit einem Bloch-Zitat aus der Affäre zu ziehen versucht. „Der Mensch ist nicht dicht“, heißt es im „Prinzip Hoffnung“, und mit dem hier angesprochenen „militanten Optimismus“ meint Ayck einen Schlüssel zu Jack London gefunden zu haben. Im Lauf seiner Darstellung zeigt sich jedoch, daß auch ein solches die Gegensätze integrierendes Vorverständnis den widersprüchlichen Gesamteindruck nicht aus dem Weg räumen kann. Am Ende bleibt beim Leser ein merkwürdig diffuses Bild von Jack London zurück — einem Autor, von dem man immer noch nicht genau weiß, warum gerade er zum Archetyp des volkstümlichen Schriftstellers im zwanzigsten Jahrhundert werden konnte.

HELMUT WINTER

Thomas Ayck: „Jack London in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten“. Rowohlt Verlag, Reinbek 1976 (rororo-monographien Nr. 244), 150 S., br., 6,80 DM

scheint es nicht als Wissen, nicht als mitgeteilte Tatsache, sondern als Teil und Stoff der Dichtung, und so untrennbar innig und fugenlos ist die Verbindung, daß man das Ganze als ein Produkt der dichterischen Phantasie aufnimmt.

Und doch nicht für anwendbar erkennt, keine Lehre, keine Moral, keine Folgen: da ausgeklammert wird, was allgemeines Erbgut ist und eben von der Menschheit in Gebrauch genommen wurde, fällt alles fort, was exemplarisch wäre. Zurück bleibt das Kuriosum, das kurioserweise nur belegt, was Schwob im Untertitel behauptet: „Ein Feind des Heiligen“ (Herostrat), „Eine Fürstin“ (Pukahontas), „Eine zuchtlose Frau“ (Clodia) und so weiter; man nimmt zur Kenntnis, daß Schwob darunter dies oder jenes versteht, man kann zuweilen auch nachvollziehen, warum. Aber man wird den Schwobschen Maßstab nicht zum eigenen Gebrauch übernehmen, sucht man doch (wenn man schon sucht) das Allgemeine — auch im Absonderlichen.

Was den guten alten Jakob Hegner bewegen hat, dieses merkwürdig süchtige Buch der Jahrhundertwende (1896) zu übersetzen, ist schwer vorstellbar. Seinerzeit, Mitte der zwanziger Jahre, war er allerdings noch nicht so alt und vielleicht auch noch nicht ganz so gut.

GODY SUTER

Marcel Schwob: „Der Roman der zweiundzwanzig Lebensläufe“. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1976. 136 S., geb., 9,80 DM.